

XI.

NEUROSEN UND PERVERSIONEN IN IHREM BEZUG ZUM KÖRPERBILD

*Wenn die Stimme versagt ... | Stimme und Genitalität
Die Triebformationen und die kantschen Verstandeskategorien
Körperbilder der Stimme | Die depressive Position*

In der Sitzung vor einer Woche wurde thematisiert, was die Folgen sind, wenn das Körperbild des Spiegelstadiums nicht erreicht oder verworfen wird. Wir haben gesehen, wie das Erreichen des Spiegelstadiums vor allem durch das Begehren des Andersn zustandekommt. Es manifestiert sich insbesondere als Blick und als Stimme. Nähren und Pflegen des Kindes reichen nicht aus, um es zum Spiegelstadium zu führen. Erst Blick und Stimme des Andersn sind konstitutiv für das Spiegelstadium. Wir haben gesehen, wie sich das Subjekt zunächst äußerlich als Objekt erfasst. Mit diesem Schritt bemerkt es seine Voraussetzung als sprachliches Subjekt noch nicht. Erst mit der Entdeckung seiner Unsichtbarkeit und seiner Körperlichkeit entdeckt es sich als Subjekt, das im Spiegel als Objekt abgebildet ist. Wenn nun das Spiegelstadium nicht realisiert oder wieder verworfen wird, treten diese Manifestationen des Andersn, treten Blick und Stimme als Halluzination oder als Wahn auf.

In diesem Zusammenhang lässt sich der Versuch Freuds interpretieren, das Feld der Psychosen in Paranoia und Paraphrenie zu unterteilen, wobei der Ausfall des einen Registers auch die Störung der beiden anderen Register nach sich zieht. Das ist der Grund, weshalb Bleuler nicht Unrecht hat, wenn er sowohl Paranoia wie Paraphrenie, bzw. Schizophrenie in seiner Terminologie, unter das selbe Krankheitsbild der Psychosen subsummiert.

Heute ist unser Hauptthema: Neurosen und Perversionen in ihrem Bezug zum Körperbild; im Anschluss daran werde ich auf Depressionen zu sprechen kommen. Ich beginne meine Ausführungen mit einer These:

Neurosen und Perversionen kennzeichnen sich dadurch, dass in ihnen die Artikulation der Stimme des Subjekts vom Anderen her verleugnet oder verdrängt wird.

Nur die Stimme als Stimme des Anderen, als artikulierte Stimme, kann vom Subjekt verdrängt werden. Die Stimme ist jedoch nicht festgebunden an den Anderen, sie manifestiert sich ja auch in der archaischen Oralität, als Schrei. Wenn sie sich mit dem sprachlichen Anderen verbindet, wenn sie ihn artikuliert, zur Geltung bringt, so wird aus dem mythischen Subjekt das sprachliche Subjekt. Selbst dann, wenn sich die Stimme mit dem Anderen verbunden hat, ist es möglich, dass sie andere Wege geht, als sich zu artikulieren. Die Stimme kann unhörbar bleiben, sie kann sich als innere Phantasie äußern. Oder sie kann sich als Schrei – diesmal nicht vorsprachlich gedacht – bemerkbar machen. Schließlich kann sie sich konvertieren, körperlich werden und dadurch verstummen; dann ließe sich von verkörperter Schrift sprechen. Wir begegnen hier den Symptomen; sie enthalten die Stimme als verdrängte. Das Symptom trägt etwas zur Schau. Es ist für das Auge gemacht, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, dass die Bedeutung für das Auge ist. Es geht darum, dass das Symptom artikuliert wird.

Die Stimme kann schließlich untertauchen. Wenn sie nicht mehr da ist, untergetaucht, könnte man wohl von Depressivität sprechen. Ich glaube, dass es hier eine Nähe zu dem gibt, was man Psychosomatik nennt. Auch psychosomatische Patienten haben eine Stimme, sie äußert sich sehr sachbezogen, ohne Ausdruck einer Befindlichkeit. Das Subjekt fühlt sich wie eine Sache.

Wenn das stimmliche Subjekt, das vom Anderen her spricht, diese Position erreicht hat, dass es sich artikulieren kann, so erhalten auch die früheren Triebstufen eine neue Bedeutung. Die frühe Oralität mit dem Schreien ist zu unterscheiden von der artikulierten Oralität. Diese zeigt sich z.B., wenn wir eine Speisekarte lesen und uns das Wasser im Munde zusammenläuft. Das ist eine andere Oralität als die archaische, die nach der Brust verlangt. Auch die Analität erhält eine unterschiedliche Dignität im Vergleich zu ihrem ersten Auftreten. Das gilt ebenfalls für den Blick, der nicht mehr derselbe ist wie im Spiegelstadium, wo noch nicht unterschieden werden kann, wer Subjekt und wer Objekt ist. Wenn die Stimme da ist, die zunächst vom Anderen her kommt, können die beiden Pole auseinander gehalten werden, so dass das Schauen, das Blicken nichts Pathologisches hat. In diesem Sinne impliziert die Stimme eine andere Positi-

on des Subjekts im Verhältnis zu den Triebstufen. Man könnte sagen, dass die Triebstufen mit dem Auftreten des stimmlichen Anderen von der Vernunft geleitet werden, weil die Stimme eben auch das Medium ist, das das Subjekt zur Reflexion bringt. Die Stimme macht also ebenfalls eine Metamorphose durch, von einem unmittelbaren Ausdruck, dem Schrei, der schon eine Trennung anzeigt, zum Medium des Anderen. Im Gefolge dieser grundlegenden Verwandlung machen auch die anderen Triebstufen eine Metamorphose durch, sie werden menschliche Objekte.

Nebenbei bemerkt: Wir haben bisher erst die beiden ersten Objekte, Brust und Kot, innerhalb einer Triebstufe positioniert, d.h. wir haben von Oralität und Analität gesprochen. Nachher haben wir jedoch bloß von Objekten, von Blick und Stimme gesprochen, sie jedoch nicht einer Trieborganisation zugeordnet. Die Frage stellt sich: Welches sind diese Triebstufen? Hier folgt meine zweite These dieses kurzen Exkurses zu Neurosen und Perversionen:

Die Triebstufe des Blicks gehört zur phallischen Phase, die Triebstufe der Stimme zu dem, was man bisher sehr missverständlich Genitalität genannt hat.

In der missverständlichen Auffassung setzt die Genitalität einen biologischen Trieb voraus. Sprechen wir jedoch zunächst von der Phallizität und dem Blick! Wenn man den Blick mit der phallischen Phase zusammenbringt, heißt das, dass Phallizität und der Ausgang des Spiegelstadiums eng miteinander verbunden sind. Wenn das Subjekt sich selber zu reflektieren vermag und dabei ist, den anderen als Nicht-Ich zu entdecken, so möchte es, dass dieser andere sich wie ein Spiegelbild verhält; auf diese Art versucht das sich selber entdeckende Subjekt den Verlust wettzumachen, den es durch die Wendung zu sich selbst erleidet. Der andere wird zwar vom eigenen Ich unterschieden, aber er wird doch zum Träger des Ichs des Subjekts. D.h. wenn der andere, das Gegenüber, sich als ein eigenständiges Subjekt bewegt, so stimmt die Spiegelrelation nicht mehr; dann muss er zerstört oder zumindest unterworfen werden. Das Subjekt der phallischen Phase kann den andern nicht in seiner Eigenständigkeit anerkennen, er wird zum phallischen Objekt, das dem Subjekt möglichst auf eine Art und Weise gehorchen muss, die selbstverständlich ist. Tut der andere jedoch das selbe, versucht auch er, sich den andern gefügig zu machen, resultiert eine Rivalität aus dieser Konstellation.

Der Konflikt zwischen Herr und Knecht hat hier seinen Ursprung, wobei bei dieser Form der hegelschen Darstellung zufolge¹ die Rivalität in eine Hierarchie mündet. Die Rivalität wird nicht zu einem Ende geführt, das vielleicht eine gegenseitige Anerkennung ermöglicht, sondern der eine unterwirft sich dem andern. Wir wollen diese Geschichte aber nicht weiterverfolgen, sondern noch auf die Stimme und die Genitalität zu sprechen kommen.

Es ist die Stimme, die das Subjekt befähigt, den andern, den Nebenmenschen in seiner Andersheit anzuerkennen. Man kann hier an die Bedeutung des Namens als Rufnamen denken. Wenn ich jemanden beim Namen nenne, so anerkenne ich ihn, so appelliere ich an sein Sein. Daran sieht man, dass die Stimme als Objekt auf der Ebene des Anderen nicht einer archaischen Triebstufe entspricht; die Stimme wird Ausdruck der Reflexion, der Vernunft, aber auch des Nicht-Sinns. Die Reflexion ist nichts Substantielles, sondern das, was mir eine Distanz zu etwas verschafft. In diesem Sinne bringt sie nicht ein Mehr an Sinn, sondern ein Weniger. Wir haben früher schon gesehen, dass die Vernunft nicht zu einem Erkenntnisgewinn führt, sondern zur Entdeckung des Begehrens. Dieses hat keine Objekte, die ihm entsprechen; es kann sich gleichwohl nur mittels Objekten aufrecht erhalten, die ihm aber nicht eingeschrieben sind. In bezug auf die Stimme muss man sagen, dass die Stimme auch in der Oralität, in der Analität, in der phallischen Phase vorkommt. Was aber, wenn die Stimme z.B. der Phallizität untersteht? Dann ist sie nicht das Medium der Reflexion, der Vernunft. Wenn sie der Herrschaft des Blicks untersteht, wird sie zum Über-Ich. Deshalb kann Lacan vom Über-Ich sagen, dass es interessiert ist am Genießen.² Die Vorherrschaft der Vernunft über die Phallizität beinhaltet kein Genießen in diesem Sinne, obwohl sie auch ein Genießen beinhaltet, jedoch eines mit einer höheren Dignität. Werte sind ihr inhärent wie z.B. Achtung oder Respekt. Beim anderen Genießen, beim Genießen des Triebs ist stets eine Tendenz zum Einheitlichen da. Wenn die Stimme dem Blick untersteht, steht sie im Dienste von Machtinteressen, aus Subjekten werden Objekte.

Wenn Sie noch einmal an die kantschen Kategorien des Verstandes denken, an Quantität, Qualität, Relation, Modalität, so kann man sagen, dass die Triebstufen des Subjekts, also Oralität, Analität, Phallizität, Genitalität, diese logischen Figuren verkörpern.

1 Vgl. dazu G.W.F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 145 ff.

2 Vgl. dazu J. Lacan, *Das Seminar XX*, 1. Sitzung.

Die Quantität verkörpert sich in der Oralität, was sich darin zeigt, dass sie nach Einheit tendiert. Das Subjekt ist anfänglich noch ganz in der Natur eingelagert; auch in ihrer höheren Form ist die Herstellung von Einheit ihr Ziel.

Die Qualität verkörpert sich in der Analität. Das Einheitliche, das sich zuerst naturnah in der Oralität manifestiert, wird nun negiert; ein Zeichen dafür, dass der Signifikant ins Spiel kommt. Das Subjekt ist im Signifikanten außer sich, das macht seine Verzweiflung aus in der Analität. Es ist in Opposition, im Nein, ohne wirklich zu wissen, was es will. Es geht in der Analität darum, sich aus der Einbettung in die Oralität loszureißen. Später sind sublimere Formen der Negation möglich, wenn die Analität vom Blick und vor allem von der Stimme strukturiert wird.

Was in der Analität getrennt wird – die Signifikanten und die Natur – wird in der Relation wieder zusammengebracht. Es gibt hier eine Stufung von Negationen. Die Analität negiert zunächst die Oralität, die Relation negiert die Negation. Sie bringt das Getrennte wieder zusammen, jedoch auf einer höheren Stufe. Deswegen verkörpert sich die Relation im Blick, und deshalb geht er eine Verbindung ein mit dem Mund: Es gibt den hungrigen Blick, der sich etwas aneignen möchte. Der Blick bringt Natur und Signifikanten wieder zusammen, eben in einer Relation. Das Spiegelstadium kann das exemplarisch zeigen, denn die Relation ist keine andere als diejenige zwischen Subjekt und Objekt. Das zeigt sich im Gleichklang der Bewegungen des Körpers und des Spiegelbildes, sogar im Wunsch, der andere möge sich wie das eigene Ich verhalten.

Auch auf dieser dritten Stufe hat sich das Subjekt noch nicht als solches manifestiert. In der Oralität ist es noch versunken in der Natur, in der Analität ist es Negation der Natur, in der Relation sieht es sich als Objekt, es ist sich selber äußerlich, ohne dies zunächst zu wissen, bevor es dazu kommt, sich diesseits des Spiegels zu erfassen und damit sein Abbild zu erkennen, das der Kausalität unterworfen ist.

Ich habe versucht, das, was Kant über den Verstand gesagt hat, auf das Spiegelstadium zu beziehen. Wenn wir verstehen, sind wir bei einem Gegenstand außerhalb uns selbst, nur wissen wir natürlich um diese Trennung von Subjekt und Objekt. D.h. die Stimme hat schon ihre Wirkung getan. Aber zunächst, wenn wir in dieser Reihe aufsteigen von der Oralität zur Phallizität, so weiß das Subjekt zuerst noch nichts von sich selber. Das Subjekt ist zuerst ganz beim andern, selbstvergessen, aber man kann sagen: es versteht. Hier ist die Gefahr

des Verstehens, die darin besteht, dass wir allzusehr beim andern sind. Da liegt wohl auch der Grund, weshalb Lacan stets vor dem Verstehen, vor dem allzu viel Verstehen oder dem allzu schnell Verstehenwollen gewarnt hat.

Die Modalität verkörpert sich in der Stimme. Durch die Stimme des Anderen kommt das Subjekt zu sich, schält es sich heraus. Erst die Stimme gibt den vorangegangenen Triebstufen eine Wirklichkeit als subjektive, präziser noch: als subjektivierte. In einem gewissen Sinne kann man sagen, dass das Subjekt als Subjekt des Anderen zur Artikulation verpflichtet ist. Wir haben eine Schuld der Sprache gegenüber. Diese Schuld ist nichts Pathologisches, sondern die Pathologie setzt dort ein, wo wir nicht bereit sind, diese Schuld auf uns zu nehmen. Wie zeigt sich diese Schuld? Wir haben als Analytiker und Therapeuten eine privilegierte Position, dies zu beurteilen. In der Psychoanalyse gibt es die Grundregel, die besagt, das zu artikulieren, was einem durch den Kopf geht. Wenn jemand sagt: Mir geht nichts durch den Kopf, so nehmen wir an, dass etwas verdrängt wird oder dass eine Verweigerung am Werk ist. Selbst wenn die Grundregel nicht gesetzt wird, erfahren wir, dass uns immer wieder tausend Dinge durch den Kopf gehen. In einem Gespräch, dessen Verlauf nicht vorhersehbar ist, werden wir von einem Thema zum anderen geführt. Man kann also sagen: es spricht. Nicht wir haben die Verfügung über das Sprechen, sondern wir sind das Werkzeug der Sprache. In diesem Sinne hat Heidegger recht, wenn er sagt: Die Sprache spricht.³ Man muss nur noch dazufügen: mittels des Subjekts, das eben Subjekt der Sprache ist. Damit wird die Stimme von einem Ausdruck der Natur zu einem Ausdruck der Kultur. Die Stimme als Objekt *a* wird im Anderen der Sprache aufgehoben. Die Stimme als Stimme des Anderen wird zum Ort der Vernunft. Sie vermag zu reflektieren, was sie von den Triebstufen, die nun nachträglich andere werden, empfängt. Von dieser Grundlage her stellen sich die Fragen der Ethik als Verhältnis zu den andern und zu sich selbst.

Nun stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Stimme und Körperbild. Muss man nicht sagen, dass die Stimme das Körperbild auflöst? Wird nicht gerade am Ende des Spiegelstadiums deutlich, dass dem so ist, wenn sich das Subjekt als sprachlich Unsichtbares entdeckt? Hier folgt nun meine dritte These:

3 Vgl. dazu Martin Heidegger, *Unterwegs zur Sprache*. Pfullingen: Neske 1979, S. 12.

Das, was Freud Wortvorstellungen und Sachvorstellungen nannte, sind Körperbilder der Stimme.

Es gibt eine weitreichende Transformation vom Körperbild über das Spiegelstadium zu den Metaphern, Wörtern und Sachvorstellungen. Hier kann ich noch einmal auf die Thesen zu den Kanjis verweisen, die ja ebenfalls Körperbilder sind. Der Signifikant ist zunächst eine Differenz, d.h. er ist im Grunde genommen eine Leere; die Laute, die man in S1 und S2 unterteilen kann, sind Repräsentationen dieser Differenz. Ich denke, dass dies im Kanji für das Tor (*mon*) sehr schön dargestellt ist; es besteht aus zwei Seiten und einer leeren Mitte. Die Leere ist einerseits bedingt durch die beiden Flügel des Tores, aber andererseits sind diese Flügel des Tores auch konstituiert durch diese Leere.

Nun stellt sich die Frage: Wie kommt der Signifikant zu einem Sinn? Von sich aus hat er ja keinen Sinn, er ist das Medium der Reflexion, des Nicht-Sinns. Der Sinn kommt eben von der Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit ist die Sinnlichkeit des Verstandes. Man kann auch sagen, dass die Sinnlichkeit von den Triebstufen kommt, die nun mit der Phallizität und mit dem, was darüber hinaus als Reflexion der archaischen Oralität und Analität möglich ist, zur Grundlage der Kreativität werden. In dieser Auffassung geht es also nicht darum, die Triebe zu überwinden, sondern sie im Gegenteil als Material für die Kreativität zu verwenden.

Sie bleibt keineswegs auf Wort- und Sachvorstellungen beschränkt. Einerseits kann die Stimme verdrängt werden, aber andererseits gibt es auch eine Art Stimme zweiten Grades. Dann ist sie nicht verdrängt, sondern sie wählt ein anderes Medium als die lautliche Artikulation. Die Stimme kann ins Bildhafte einfließen, dann *sagt* uns das Bild etwas, das Bild bekommt eine Stimme, es spricht zum Betrachter. Auch aus der Oralität kann eine Kreativität entstehen. Dies ist ja auch sehr schön im Kanji für Kochen (*riory*) ausgedrückt. Das *ri* ist das Zeichen für die Vernunft. Das Zubereiten von Speisen ist nichts Animalisches, es braucht ein Wissen, ein Überlegen, ein Können. Aus den Signifikanten kann auch eine Schrift werden. Stets geht es darum, dass die Reflexion, die auch den Mangel erzeugt, wiederum gefüllt wird. Mit der Stimme als Ausdruck des Anderen ist man bei dem angelangt, was in jedem Subjekt schon vor der Geburt als Niederschrift von Stimmen eingelagert ist. Die Stimme ist ja schon in der Oralität, ja sogar vor ihr, als passiv aufgenommene da, die das werdende Subjekt schon im Mutterleib hört. Sie wird aufge-

nommen, registriert, wobei es sie weder lesen noch artikulieren kann. Erst über den Umweg der Triebstufen, des Spiegelstadiums, lernt es das Lesen, was schon in ihm angelegt ist.

Kommen wir damit auf die Pathologie zu sprechen, auf Neurosen, Perversionen, Depressionen. Man kann sie als Ausdruck von besonderen Figurationen von Imaginationen oder auch von Erfahrungen mit andern auffassen. Die Erfahrungen des Subjekts mit andern, die Phantasien über sie, die Erinnerungen, sind für den Analytiker bzw. Therapeuten wichtig, um zu sehen, an welchen Stellen sich das Genießen von Neurotikern, Perversen, Depressiven festklammert. Dazu einige Erläuterungen:

Bei den Neurosen ist Angst das vorherrschende Kennzeichen. Es ist Angst vor dem Anderen. Andere werden idealisiert oder dämonisiert. Das Subjekt mit seinen Trieben schämt sich und verharrt gerade dadurch im Genießen. Die Stimme, die die Wahrheit der Triebe ausdrücken könnte, wird verdrängt, an ihre Stelle treten Symptome; vor allem sind es Zwänge und Konversionen. Darin manifestiert sich die Wahrheit entstellt. Entweder bleibt die Stimme in der Phantasie – man macht die Faust im Sack aus Angst vor einem Konflikt – oder die Stimme verkörpert sich als Konversion. Das ist vorwiegend bei der Hysterie der Fall. Es kommt auch vor, dass sich die Stimme an die Kausalität klammert, d.h. sie äußert sich nicht, solange das Subjekt nicht von einer Kausalität überzeugt ist. Vielleicht kann man auf diese Art etwas mit den manchmal bemühten Zwängen der Zwangsneurose anfangen. Das Subjekt hat Angst, mitzuteilen, was in ihm vorgeht. Stattdessen klammert es sich an eine Kausalität, in der es Schutz vor der Leere sucht. Alles muss für es seinen zwingenden Grund haben, weshalb spontane Äußerungen vermieden werden. Da sehen wir, dass die Kausalität mit der kantschen Kategorie der Relation in einer Beziehung steht. Alles muss seine Ordnung, seine Richtigkeit und seine Berechenbarkeit haben – der Wiederholungszwang ist eine logische Folge davon. Weil diese Kausalität für das Subjekt eben nicht zutrifft, der Zwangsneurotiker sich jedoch daran festklammern möchte, hat er nie genug Ordnung für und um sich. Er muss allem eine Notwendigkeit geben, er muss sich für alles rechtfertigen. Das Schlimmste für ihn ist ein Akt, sich selber für etwas zu legitimieren. In einem solchen Akt würde er sich als Subjekt ohne Kausalität manifestieren. Das darf nicht sein, er muss sich immer als bedingt vom anderen darstellen. Deswegen ist die Position des Zwangsneurotikers so nahe bei derjenigen des Knechts in der Herr- und Knechtkonstellation. Wünsche des Herrn versucht er

und Knechtkonstellation. Wünsche des Herrn versucht er als kausalitätsauslösend aufzufassen.

Ich kann vielleicht ein paar Andeutungen zu Hysterie und Zwangsneurose geben. Es gibt bei Lacan ein kurzes Beispiel von einem Pianisten, der nicht mehr Klavier spielen konnte, der Krämpfe in den Fingern hatte.⁴ Er war schon bei verschiedenen Analytikern gewesen, und alle hatten versucht, irgendeinen Triebkonflikt ausfindig zu machen. Es zeigte sich dann, dass der Konflikt anders gelagert war. Der betreffende Patient gehörte nämlich zum Islam, sein Vater hatte einen Diebstahl begangen. Sie wissen, dass das Gesetz des Islam einen Diebstahl mit Handabschlagen bestraft. Er war also irgendwie mit seinem Vater, der ein Delikt begangen hatte, identifiziert. Vom Moment an, in dem er dem eine Stimme geben konnte, war es möglich, das Symptom aufzubrechen. Oder denken Sie an die vielen Beispiele von Zwangsneurotikern mit Waschzwang. Da ist der Glaube an Kausalität greifbar; es ist auch die Angst dabei, dass dieser Waschzwang ein Ende haben könnte, weil das Subjekt dann mit sich selbst, mit seiner Leere konfrontiert wäre. Daran erkennt man, dass bei Zwanghaften der Zeitaspekt wichtig ist. Sie haben unendlich viel Zeit, die Zwänge beanspruchen unglaublich viele Stunden und Tage. Es ist, als wären sie unsterblich, aber in Wirklichkeit verlieren sie gerade dadurch ihre Zeit und ängstigen sich umso mehr vor der Endlichkeit und vor ihrem unbewussten Begehren, ein Subjekt zu sein und das Leben außerhalb von deterministischen Kausalitäten zu leben.

In der Hysterie ist die Beziehung der Hysterischen zu einem Meister von entscheidender Bedeutung. Sie exponieren ihre Subjektivität als eine leere. Sie wenden sich an andere, die ihnen auf ihre Frage nach sich selber, auf ihre Seinsfrage antworten sollen, wobei sie diese ändern in eine Meisterposition bringen. Versuche einer Antwort stoßen auf Ablehnung. „Das ist es nicht und jenes auch nicht“; auf diese Art und Weise halten die Hysterischen ihr Begehren aufrecht. Die Position des Meisters erweist sich dabei als anfällig für Täuschungen, sofern die Fragen nicht als Fragen sondern als Appelle, die Antworten verlangen, aufgefasst werden.

In Perversionen ist die Angst weniger greifbar. Während es dem Neurotiker nicht gelingt, vor dem Ändern zu bestehen und er sich zurückzieht, geht der Perverse den umgekehrten Weg. Der Perverse tut alles für einen Ändern, er gibt sich völlig auf für ihn. Er ist der *porte-*

4 Vgl. dazu J. Lacan, *Das Seminar I*, S. 251.

parole eines Andern. Dass der Andere genießt, ist wichtig für ihn, dann kann er genießen, dass der Andere seinetwegen genießt. Dabei stellt er sich den Andern ganz anders vor als der Neurotiker. Der Perverse idealisiert den Andern nicht als Instanz des Guten oder der Überlegenheit, vor der er sich duckt. Es kann sogar sein, dass er ihn als Verkörperung einer üblen Macht oder des Bösen sieht. Wenn es für den Perversen ein Gesetz gibt, so ist es ein perverses Gesetz, d.h., es hat nicht den Sinn einer gerechten Regelung des menschlichen Zusammenlebens, sondern es ist allein Instrument des Genießens. Man muss ihm gehorchen, weil der Andere es so will, weil er sonst böse wird. Man könnte sich Leibwächter als Verkörperung von solchen Figuren vorstellen. Sie dürfen überhaupt keinen eigenen Willen haben. Allerdings liegt in dieser Aussage ein Widerspruch: Wenn man sagt, sie *dürfen* keinen eigenen Willen haben, so sind sie nicht pervers, weil sie etwas haben, was sie nicht haben dürfen. Kann man sagen, der Perverse wolle keinen eigenen Willen? Auch das führt nicht aus dem Paradox heraus, denn diese Einstellung wäre immer noch gleichbedeutend mit einer Willensposition. Diese Widersprüche verraten wohl etwas über die unbewusste, verleugnerte Seite des Perversen. Was sich bei ihm manifestiert, ist die Absicht, über sich verfügen zu lassen, den andern zum Genießen zu bringen. Beispiele sind der Masochist und der Sadist. Beim Masochismus ist es offensichtlich, dass der Masochist ein Objekt für den Andern sein will. „Du kannst alles mit mir machen, du kannst verfügen über mich, so wie es dir beliebt“, ist seine Devise. Der Sadismus ist nicht einfach die Umkehrung des Masochismus; da ist nämlich ein Dritter im Spiel, dem der Quälende Befriedigung verschafft. Derjenige, den man einen Sadisten nennt, bleibt bei seiner Handlung kühl. Es gibt sogar das Ideal der Unbeteiligtheit, der *Ataraxie*. Der Sadismus drückt einen Missbrauch der kantschen Kategorie der Vernunft aus. Kant hat aus der Vernunft, aus der Möglichkeit der Reflexion, einen kategorischen Imperativ abgeleitet.⁵ Damit hat er aber auch die Möglichkeit impliziert, diesem nicht zu gehorchen und stattdessen die Position des Bösen einzunehmen. D.h. all das, was im kantschen Gebäude sublimiert wird, wird im sadeschen Dispositiv als Trieb ausgelebt. Der andere wird dann zum Objekt des Genießens, das letztlich einem Dritten gilt. Das ist die Grundlage für eine wichtige Arbeit von Lacan, die, wie ihr Titel sagt, Kant mit Sade in eine Beziehung brachte.⁶

5 Vgl. dazu Fußnote 2, S. 70.

6 Vgl. dazu „Kant mit Sade“, S. 133-163.

Zu den Perversionen gehören auch Exhibitionismus und Voyeurismus. Bei letzterem ist die Regression oder das Verharren in der phallischen Stufe evident, es geht um den Blick, um das Sehen und Nicht-gesehen-Werden. Dabei kann man aber nicht stehen bleiben. Es geht noch um mehr als um das Nicht-gesehen-werden-Wollen beim Sehen. Eine erste Interpretation behauptet, dass es um die Nicht-Respektierung des Gesetzes, um die Übertretung des Gesetzes geht. Diese Interpretation verengt sich auf die Frage, ob der Voyeur dem Gesetz gehorcht oder nicht. Es geht jedoch viel mehr darum, dass das Geschlecht beim Voyeur vom Andern keine Stimme erhalten hat, nicht versprochen worden ist. Die Subjekt-Objekt-Position ist nicht wirklich als eine getrennte etabliert, und das macht gerade das Genießen des Voyeurs aus. Was also im Unbewussten des Voyeurismus viel eher gesucht wird, ist die Stimme und die Sprache, die ihn selbst in seiner Geschlechtlichkeit positioniert.

Beim Exhibitionisten ist es noch einmal anders. Er situiert sich zwar auch in diesem Übergang vom Phallischen zur Genitalität, aber bei ihm geht es eher um die Suche nach der Kastration seiner Phallizität. Er stellt sich so hin, dass er immer wieder erwischt und mit dem Gesetz konfrontiert wird. Ob er dadurch seine Phallizität mit dem Gesetz des Andern in Übereinstimmung bringen kann, ist eine offene Frage. Die Blicke der andern haben für den Exhibitionisten phallischen Wert, er will über sie verfügen, sie durch Überraschung herausfordern, sein Geschlecht in ihnen spiegeln. In diesem Sinne manipuliert er sie wie Objekte, die ihm gehören.

Der Depressive zieht sich vom andern zurück, jedoch nicht aus Angst oder Scham, sondern weil er sich den andern als teilnahmslos vorstellt. Vielleicht hat er ihn auch so erfahren. Die Depression gehört sicher nicht zu den Perversionen, eher zu den Neurosen. Wenn der Neurotiker den andern idealisiert und glaubt, ihm nicht genügen zu können, wenn der Perverse den andern dagegen zu einer Figur degradiert, die Lust haben will, so stellt sich der Depressive den andern eher als teilnahmslos vor. Die gegenwärtige Zeit ist wohl durch Depressivität charakterisiert. Man kann die Depression als eine Figur des Begehrens auffassen. Dem Depressiven gelingt es nicht, was dem Fetischisten besonders ausgeprägt gelingt, nämlich ein Objekt zu haben. Das Begehren hat zwar kein Objekt, es hält sich jedoch mittels Objekten aufrecht. Es ist wichtig, Objekte zu haben, die man privilegiert, die man, um mit Lacan zu sprechen, „zur Würde des Dings er-

hebt“.⁷ Das ist es, was dem Depressiven nicht gelingt, er bleibt in der Leere. An dieser Stelle kommt die Depressivität der Melancholie nahe. Die Depressivität ist jedoch eher ein Ausdruck von Beziehungslosigkeit, Beziehungsarmut, die Melancholie dagegen eine Krankheit der Beziehung, zu einem Zeitpunkt, wenn eine Beziehung zu Ende geht.

Warum ist vor allem das weibliche Geschlecht von Depressionen betroffen? Ich glaube, dass die weibliche Position mehr in der Position der Reflexion ist als die männliche, das eher im Phallischen mit seinen Objektbeziehungen situiert ist. Würde das heißen, dass Depression ein Ausdruck von Reflexion wäre? Wenn dies zuträfe, würde die Analyse in Depressivität münden. Das kann man wohl nicht sagen. Depression ist eher Ausdruck einer schwachen Reflexion, eher ein Versinken im Sein, also ein schlechtes Genießen. Depression ist Ausdruck von Nicht-Akzeptieren der Unsagbarkeit des Seins, der Substanzlosigkeit. Der Depressive will gerade nicht aus der Position der Reflexion, aus der Leere etwas Kreatives machen, er will am Schmerz des Sinnlosen festhalten. Vielleicht fällt ihm eine Änderung so schwer, weil er denkt, dass niemand Anteil daran nähme.

Die depressive Position ist jedoch auch für den Mann möglich, wenn er – als Folge seines Seinsmangels – nicht an den Sinn von Objektbeziehungen glaubt. Dann versucht auch er, im Sein zu verharren, alle produktiven Anstöße des Mangels, der Nicht-Identität gehen dann verloren. Bei beiden Geschlechtern ist die Depression beziehungsarm, das Leben wird schwer, die Gegenwart ewig, man empfindet das Leben als Last. Das wäre die Kehrseite dessen, dass der Mangel, die Reflexion nicht als Basis akzeptiert wird. Bei allen Formen, bei den neurotischen, den perversen, den depressiven fällt auf, dass sich das Subjekt nicht als singuläres mit seiner Stimme auf der Ebene des Anderen manifestiert. Entweder verdrängt es seine Stimme aus Scham oder aus Angst, wie in der Neurose, oder es stellt sich in den Dienst eines andern, von dem es sich vorstellt, dass er genießen will – das Beispiel der Perversion; oder es zieht sich zurück in der Überzeugung, dass der andere sich nicht für es interessiert, wie in der Depression. Dieser Rückzug ist nicht nur das Ergebnis einer Erfahrung, sondern er bestätigt diese Erfahrung immer aufs neue. Der Rückzug in die Teilnahmslosigkeit hat tatsächlich das zur Folge, was die Depressiven beklagen, nämlich, dass es sehr wahrscheinlich ist, dass sich niemand für sie interessiert. In diesem Sinne sind Depressi-

7 Vgl. dazu J. Lacan, *Das Seminar VII*, Quadriga 1996, S. 139.

onen Ausdruck der schönen Seele, wie Hegel sagt.⁸ Sie tragen nicht bei zur Bekämpfung des Elends und des Leidens auf der Welt, sondern sie bestätigen es mit ihren Klagen.

Vielleicht ist Ihnen im Laufe meiner Ausführungen noch eine Frage aufgestiegen?

Prof. Kadono: „Wie lässt sich der Unterschied zwischen dem Körperausdruck in der Konversion und der Psychosomatik auffassen?“

Antwort: Bei der Hysterie spielt das Unbewusste eine große Rolle; die Vorstellungen im Unbewussten sind da, aber eben verdrängt oder konvertiert. Bei der Psychosomatik fehlt das Subjekt weitgehend. Die Psychosomatik ist eine eigenartige Form, sie ist nahe bei der Psychose und doch von ihr unterschieden. Das Subjekt verdinglicht sich völlig, macht sich zu einer Sache. Wenn der Arzt fragt, wo es weh tut, so zeigen Psychosomatiker auf eine Stelle am Körper; werden sie nach den Umständen des Aufkommens der Schmerzen oder gar nach Vermutungen über deren Bedeutsamkeit gefragt, so können sie nichts dazu sagen, oder sie erklären, der Arzt werde es schon wissen oder durch seine Untersuchungen herausfinden. Bei der Hysterie ist eher eine Theatralik da, aber im Grunde genommen ist es ein Leiden, das irgendwo seine Ursache hat, die verdrängt ist. Es gibt wahrscheinlich sehr viele Patienten, die mit unspezifischen Leiden zu den Allgemein-Medizinern gehen, die nicht sagen können, wann ihr Leiden entstanden ist, was es für einen Sinn haben könnte, die dazu oder über sich selber auch keine Phantasien äußern. Gleichwohl ist es keine Psychose, weil das Subjekt doch irgendwo vorhanden ist. Die Kunst der Behandlung besteht dann darin, dass man die Psychosomatiker zuerst „hysterisiert“, d.h. dass man ihnen ein Gespür gibt für sich selber, auch wenn sie nicht wissen, was in ihnen vorgeht. Im günstigsten Fall zeigt sich dann eine Übertragung auf den Arzt, zuvor ist alles bloß eine sachliche Angelegenheit. Die Frage stellt sich, ob die Psychosomatiker nicht das Pendant des medizinischen Diskurses, in dem es kein Subjekt gibt, verkörpern. Sie erfüllen genau die Anforderungen einer objektiven Untersuchung, die nichts vom Subjekt wissen will. Aber so zu denken, heißt im Grunde genommen, dass sie sich schon anpassen, was impliziert, dass das Subjekt doch irgendwo sein muss. Diese Eingefrorenheit des Subjekts irgendwie aufzubre-

8 Vgl. dazu G.W.F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 464 ff.

chen, auch wenn dies vielleicht vorübergehend mit einem Mehr an Leiden verbunden ist, das wäre schon wichtig.

Prof. Kadono: „Es klingt ein bisschen optimistisch, wenn du sagst, irgendwo muss das Subjekt sein, aber manchmal ist es viel schwieriger.“

Antwort: Ich habe noch gedacht, ohne es zu artikulieren, dass die Gefahr dann sehr groß ist, wenn Psychosomatiker spüren, dass sich der Arzt nicht auf eine objektive Untersuchung einlässt; dann kommt es häufig vor, dass sie den Arzt wechseln.

Student: „Sie haben die Transsexualität nicht erwähnt.“

Antwort: Das trifft zu, das ist viel zu kurz gekommen. Vielleicht kann ich etwas von der Frage für das nächste Mal mitnehmen.